

# »Die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind nicht ungünstig«

Das ehemalige Bauerndorf Aldingen  
in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Thomas Schulz

Wenn man schnell einige zuverlässige und aussagekräftige Informationen über die örtlichen Verhältnisse eines württembergischen Dorfes im 19. Jahrhundert haben möchte, sind bekanntlich die vom einstigen Königlichen statistisch-topographischen Büro herausgegebenen alten Oberamtsbeschreibungen eine unverzichtbare Quelle und Hilfe. Dies gilt auch für Aldingen.

In der im Jahre 1859 veröffentlichten »Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg« sind der Gemeinde Aldingen neun Seiten gewidmet. Sie begegnet uns darin als ein Ort, dessen Verhältnisse wohl geordnet sind und im Wesentlichen jenen in den anderen Dörfern des Oberamtsbezirks entsprechen. Von den Nachbarorten unterschied sich Aldingen freilich dadurch, dass es hier damals noch eine blühende israelitische Gemeinde gab – ein Erbe der einstigen Ortsherrschaft der Herren von Kaltental, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige jüdische Familien aufgenommen hatten. Von den 1250 Einwohnern, die man 1856 zählte, waren 112 Juden. Die israelitische Gemeinde löste sich allerdings in der Folgezeit, namentlich infolge von Abwanderungen nach Ludwigsburg, rasch auf; bereits 1882 gab es in Aldingen keine jüdischen Einwohner mehr.

Ein anderes Erbe der Herren von Kaltental hat sich hingegen bis heute erhalten: Das 1580 von Heinrich von Kaltental im Stil der Renaissance erbaute Schloss. Es war nach dem Aussterben der Kaltentaler 1746 in bürgerliche Hände gekommen. In seiner östlichen Hälfte waren dann ab 1836 Rathaus, Schule und die Wohnung des Schulmeisters untergebracht.

Nach den Angaben in der Oberamtsbeschreibung waren die Aldinger »gesunde, kräftige Leute«, die sich »in befriedigenden Vermögensumständen« befanden und vorwiegend vom Feldbau lebten. Von dem 2752 Morgen (867 Hektar) großen Gemeindegebiet wurden 2509 Morgen landwirtschaftlich genutzt. Während der Weinbau auf 58 Morgen »ganz unbedeutend« war, auch nur Wein »von mittlerer Güte« lieferte, und der Ertrag von den Wiesen »wegen des sandigen Bodens in der Talebene« etwas zu wünschen übrig ließ, gedieh der noch nach dem traditionellen System der Dreifelderwirtschaft betriebene Ackerbau dank der fruchtbaren Böden prächtig. Angebaut wurden vorzugsweise Dinkel, Hafer und Gerste, in geringerem Umfang auch Einkorn, Weizen und Roggen sowie auf den Brachfeldern neben Klee, Angersen, Wicken, Welschkorn, Raps, Mohn und



*Das Aldinger Schloss auf einer Postkarte von 1952.  
Ein Teil des 1580 von den Herren von Kaltental erbauten Schlosses  
wurde 1836 von der Gemeinde erworben und seitdem  
als Rathaus, Schulhaus und für Lehrerwohnungen genutzt.*

»in neuerer Zeit« Zuckerrüben vor allem Kartoffeln, die – wie der Berichterstatter für die Oberamtsbeschreibung festhielt – »hier sehr gut gedeihen und auswärts gesucht sind«. Als neue Kulturart wurde seit einigen Jahren außerdem Tabak angebaut: 1857 auf 57 Morgen, »die einen reichlichen Ertrag von sehr guter Qualität lieferten« und den Aldinger Tabakanbauern einen Erlös von annähernd 11 000 Gulden einbrachten.

Hinsichtlich der Betriebsgrößenstruktur teilt die Oberamtsbeschreibung mit, »der namhafteste Güterbesitz« im Ort betrage 80 Morgen (rund 25 Hektar), der »gewöhnliche« 30 bis 50 Morgen und »bei den Unbemittelten« ein bis zwei Morgen, also manchmal nicht einmal ein halbes Hektar. Die Kleinstbauern konnten von der Landwirtschaft allein nicht leben. Sie waren deshalb gezwungen, »sich noch durch Tagelohnarbeiten im Ort selbst oder in Ludwigsburg ihr Auskommen zu sichern«.

Die Oberamtsbeschreibung, so interessant sie auch zu lesen ist, kann uns freilich nur einige statistische Daten für die Zeit um 1850/1860 liefern. Wenn wir wissen wollen, welche Entwicklung das Dorf in den folgenden Jahrzehnten nahm, und wenn wir über die reinen Zahlen hinaus auch noch etwas über die inneren Verhältnisse des Dorfes erfahren wollen, müssen wir uns anderer Quellen bedienen. In Frage kommen hierfür in erster Linie die verschiedenen örtlichen Protokollbücher, also zum Beispiel die Gemeinderatsprotokolle, die

Gerichtsprotokolle und nicht zuletzt auch die Protokolle des Kirchenkonvents. Eine Auswertung dieser Protokolle ist allerdings sehr mühsam und äußerst zeit- aufwändig. Wesentlich einfacher und schneller ist es, wenn wir auf zwei Quellen zurückgreifen, die uns zwar nicht bis ins letzte Detail Auskunft geben können, aber doch einen sehr guten Überblick bieten und mancherlei Einblicke ge- wahren. Dies sind zum einen die anlässlich der Gemeindevisitationen durch das Oberamt angefertigten Protokolle, zum anderen und vor allem aber die heute im Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart verwahrten Pfarrberichte aus jener Zeit, wobei auffällt, dass sich die beiden Quellen inhaltlich deutlich voneinander unterscheiden. Während die betont sachlich gehaltenen Visitationsprotokolle des Oberamts im Großen und Ganzen das Bild eines geordneten Gemeinwesens mit einer zufriedenstellend arbeitenden Gemeindeverwaltung vermitteln, fehlt es in den Berichten der Pfarrer nicht an kritischen Tönen.

Beginnen wir mit dem Pfarrbericht des Jahres 1870. Er stammt von August Friedrich Kemmler, der von 1843 bis 1874 Pfarrer an der Aldinger Margareten- kirche war. 1870 war er 71 Jahre alt und seit einiger Zeit durch einen Schlaganfall geschwächt, weshalb man ihm einen Vikar als Hilfe zugewiesen hatte. In seinem Bericht hielt er fest, dass sich im Ort zwar der Wohlstand »in den letzten Jahren merklich gehoben« habe, doch mit der Verbesserung der ökonomischen Verhält- nisse gehe keineswegs eine »Hebung der Sittlichkeit Hand in Hand«. Auch das Verhalten der Einwohner zueinander sei nicht immer das beste, »oft sogar ein feindseliges«. Häufig beneide einer den anderen »um seinen Mehrbesitz« und gewöhnlich sehe »der Reiche auf den Armen hoch herab«.

Nach den Worten Kemmlers war der Kirchengesang »von mittlerer Beschaf- fenheit«. Gelegentlich gaben auch die rund 20 Mitglieder des zwei Jahre zuvor gegründeten Gesangsvereins in der Kirche eine Kostprobe ihres Könnens. Dekan Christlieb kommentierte hierzu in einer Randbemerkung: »Nichts Besonderes. Schulmeister Friederich schreit mit unangenehmer Stimme die Melodie vor.«

Dieser Schulmeister Friederich war alles andere als zu beneiden. Er stand da- mals im 67. Lebensjahr und war Lehrer an der Oberklasse der Aldinger Schule. Konkret bedeutete dies, dass er im Sommer täglich fünf Stunden, winters täglich sieben Stunden insgesamt 96 Kinder – 42 Knaben und 54 Mädchen im Alter von 11 bis 14 Jahren – zu unterrichten hatte. Pfarrer Kemmler stellte ihm folgendes Zeugnis aus: »Mit guten Gaben verbindet er gute Kenntnisse und beweist in seinem Amt noch immer Fleiß und Treue. Seine Lehrart und Schulzucht sind nicht übel, letztere oft eher etwas zu gelinde. Er führt eine gute Ehe und auch sein Wandel ist ein besserer als früher, namentlich in Beziehung auf das Trinken, dem er früher ziemlich stark ergeben war. Die ihm als Mesner zukommenden Aufgaben besorgt er pünktlich und als Organist tut er, was in seinen Kräften steht.«

Weniger positiv fiel die Beurteilung aus, die der Schulmeister Zeeb, der Nach- folger des 1872 pensionierten Schulmeisters Friederich, erhielt. Im Pfarrbericht von 1874 heißt es über ihn: »Hat gute Kenntnisse, ist aber ein unzuverlässiger Mensch, selbstgefällig und schmeichlerisch, immer zu Klagen bereit, daher häufig Unfrieden stiftend. Sein Unterricht ist anständig, aber sein Fleiß nicht konsequent genug. Als Organist ist er kein Held.«



*Das prachtvolle Barockportal des ehemaligen Schlosses stammt aus der Zeit um 1740.*

Neben der Oberklasse gab es an der Schule noch eine zweite Klasse, die Unterklasse, die 1870 von 57 Knaben und 58 Mädchen, also insgesamt 115 Kindern im Alter von sieben bis zehn Jahren besucht wurde. Ihr Lehrer, der Schulmeister Schömperle, musste täglich sechs Stunden Unterricht halten.

Halten wir also fest: Die Aldinger Schule hatte 1870 zwei Klassen und zwei Lehrer, die vor der Aufgabe standen, 96 bzw. 115 Kindern aus jeweils vier Jahrgängen das Wissen und die Fertigkeiten zu vermitteln, die sie für ihr künftiges Leben rüsten sollten. Es kann daher auch kaum überraschen, wenn wir im Pfarrbericht lesen, der Schulmeister Schömperle fühle sich »durch die große Anstrengung körperlich angegriffen«.

Über den seit 1858 amtierenden Schultheißen Johannes Müller ist im Pfarrbericht von 1870 zu lesen, dass er »von schäbigem Äußeren und, wie man sagt, auch Inneren« sei; er tue in seinem Amt lediglich, »was er ohne einen Nachteil nicht unterlassen darf«. Auch Schultheiß Kinzler, der im September 1872 nach dem Tod Müllers zum neuen Ortsvorsteher gewählt worden war, erscheint in keinem besonders guten Licht. Im Pfarrbericht von 1874 wird er als »kein besonderer Freund der Kirche«, jedoch »im übrigen braver und tüchtiger Mann« bezeichnet, der sich aber »auch im Trinken manchmal übernimmt und in solchem Zustand aller Autorität spottet«. Im Frühjahr 1875 wurde Kinzler dann auch vom Oberamt nachdrücklich aufgefordert, sich künftig »zur Erhaltung des Amtssehens und Vertrauens sowie der amtlichen Diensttätigkeit eines nüchternen Wandels ernstlich zu befleißigen«.

Anlass zu dieser Ermahnung hatte ein Schreiben mehrerer Aldinger Bürger an das Oberamtsgericht in Ludwigsburg gegeben, das als ein geradezu verzweifelter Hilferuf gewertet werden muss und in dem es hieß: »In unserem Ort Aldingen ist die Schlechtigkeit und das Wirtshausgehen so groß, dass es nicht mehr zum Aushalten ist in den Haushaltungen. Die Unordnung ist so groß, dass verheiratete Männer oft gar nicht mehr nüchtern werden und immer berauscht sind, und wenn es die Frauen nicht leiden wollen, so werden sie so misshandelt, dass sie ihres Lebens nicht sicher sind. Aber es ist kein Wunder in unserer Gemeinde: Wenn das Haupt so ist, was sollen die Untertanen tun. Herrn Schultheiß Kinzler muss man ja fast alle Tage im Rausch heimführen, und wenn er selbst nicht mehr saufen kann, gibt er den anderen Polizeistundenverlängerung. Deswegen kann man bei Herrn Schultheiß keine Hilfe suchen.« Man bitte deshalb das Oberamtsgericht, »doch so gut als möglich beizustehen, es entstehen sonst noch böse Folgen daraus«. Oberamtsrichter Haldenwang konnte jedoch nicht mehr tun, als das Schreiben an das Oberamt weiterzuleiten, wobei er noch anmerkte, man habe schon öfter hören müssen, dass »etwas faul ist in Aldingen« und Schultheiß Kinzler in seiner Amtsführung nachlässig sei.

Nicht gut zu sprechen auf den Schultheißen war auch Schulmeister Zeeb. Kinzler sei, klagte der Lehrer im Sommer 1873, rücksichtslos und grob, Verhandlungen mit ihm würden schnell in »ein wüstes Geschrei ausarten«. Selbst bei kleinsten und noch so berechtigten Wünschen nach irgendeiner Verbesserung zeige er sich, wenn es ihm nicht in den Kram passe, schroff ablehnend und erhalte man statt einer Begründung nur zur Antwort, dass dies oder jenes auf

keinen Fall gemacht werde, solange er Schultheiß sei. Und wenn man sich auf das Gesetz berufe, heiße es nur: »Ach was Gesetz, nach dem Gesetz kann man nicht immer leben.«

Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass viele Aldinger eine Wende zum Besseren erhofften, als im Sommer 1875 nach dem Tod Kinzlers ein neuer Schultheiß gewählt werden musste. Die Wahl fand am 28. Juni, einem Montag, zwischen 9 und 12 Uhr auf dem Rathaus statt. Entsprechend den bei einer Schultheißen-Wahl zu beachtenden Vorschriften war jeder stimmberechtigte männliche Einwohner aufgefordert, »mittelst Stimmzettel in geheimer Abstimmung je drei Männer zu bezeichnen, welche von ihnen für die Würdigsten und Tüchtigsten zu dieser Stelle erachtet werden«. Jeder Wähler konnte bzw. musste also drei Namen auf den Stimmzettel schreiben. Als gewählt galt, wer von zwei Dritteln der Wähler eine Stimme erhielt. War dies nicht der Fall, musste die für die Ernennung der Schultheißen zuständige Kreisregierung entscheiden, wer von den drei Personen mit den meisten Stimmen am besten für das Amt geeignet war.

Von den 182 Stimmberechtigten nahmen 165 an der Wahl teil. Es gab somit insgesamt 495 Stimmen auszuzählen. 126 davon entfielen auf den 39-jährigen Ökonomen Jakob Volz. 29 Stimmen erhielt der schon 63 Jahre alte Gemeindepfleger Bernhard Sonderecker und 26 Stimmen der 55-jährige Bauer Marx Keller. Die übrigen 314 Stimmen verteilten sich auf 105 weitere Namen.

Aus dem Wahlprotokoll, das der Oberamtmann von Lang an die Kreisregierung in Ludwigsburg übersandte, erfahren wir, dass Jakob Volz als junger Mann die Ackerbauschule in Hohenheim besucht hatte und nun einer der reichsten Bauern in Aldingen war. Sowohl ihm als auch dem Gemeindepfleger Sonderecker wird bescheinigt, dass sie »die zur Führung einer Ortsvorsteherstelle erforderlichen Eigenschaften vollständig besitzen«. Keller hingegen sei zwar »völlig untadelhaft«, verfüge jedoch nach Überzeugung des Gemeinderats nicht über die für das Amt notwendigen Fähigkeiten, »zumal weil sein Benehmen anderen gegenüber vielen zum Gespött dient«; er sei auch gar nicht als Kandidat aufgetreten und seine Wähler hätten nur aus Jux für ihn gestimmt.



*Jakob Volz,  
1875–1906 Schultheiß in Aldingen.*

Aufgrund des eindeutigen Wahlergebnisses ernannte die Kreisregierung am 23. Juli 1875 Jakob Volz zum neuen Schultheißen. Einige Aldinger waren mit dieser Entscheidung allerdings nicht zufrieden. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn man »einen auswärtigen Mann statt einen Bauern von hier« als Schultheiß eingesetzt hätte.

Dass es Vorbehalte gegen Volz gab, bestätigt auch eine Aussage von Pfarrer Hermann Schmidgall, der Anfang 1875 als Nachfolger des im Juli 1874 verstorbenen Pfarrers Kemmler nach Aldingen gekommen war. Schmidgall, vom Oberamt um eine Stellungnahme zum Ausgang der Schultheißenwahl gebeten, schrieb am 1. Juli an Oberamtmann von Lang: »Das freundschaftliche Verhältnis, in welchem Volz zu dem hiesigen Israeliten Kirschbaum steht, ist – trotzdem letzterer eine im ganzen beliebte Persönlichkeit ist – der hiesigen Bevölkerung nicht angenehm, da sie seinen Einfluss auf die Amtsführung fürchtet, wogegen das christliche Bewusstsein reagiert. Ich für meine Person teile diese Befürchtung nicht, doch ist gewiss, dass Volz sonst noch mehr Stimmen auf sich vereinigt hätte.« Im Übrigen sei Volz ein »durchaus rechtlicher Mann«, der allgemeine Achtung und einen »unbescholtenen Ruf genießt«. Sein Lebenswandel sei geordnet, und namentlich sei er »kein Trinker, was für Aldingen, wo die Trunksucht leider ein Gemeindelaster ist, besonders ins Gewicht fällt«. Man könne nur hoffen, dass es dem neuen Schultheißen gelinge, durch energische Handhabung der Ortspolizei die »epidemische Trunksucht«, die der »Krebsschaden der Gemeinde« sei, einzudämmen.

Die Hoffnungen Schmidgalls auf eine nachhaltige Besserung des »sittlich-religiösen Lebens« in der Gemeinde erfüllten sich jedoch nicht. In seinem Pfarrbericht von 1876 schrieb er: »Das Familienleben lässt viel zu wünschen übrig. In manchen Häusern fehlt es an innerem Zusammenhalt, auch kommen da und dort ärgerliche Händeleien zum Ausbruch. Die Bande des Hauses sind locker geworden, weil das Band, das die Seelen mit Gott verbinden sollte, so gar lose geworden ist. Kein Wunder, dass so auch der Ehestand nicht immer nach christlichen Grundsätzen geführt wird und Ehedissidien, wenn auch nicht immer Klage erhoben wird, nicht selten eintreten, wobei in den meisten Fällen die Schuld auf Seiten des Mannes liegt, sei es, dass dieser sich der Sünde der Untreue oder doch eines unordentlichen, die Interessen der Familie tief beschädigenden Lebenswandels schuldig macht. Daher liegt auch in vielen Häusern die Kinderzucht danieder. Unbotmäßigkeit und Untreue gegen die Eltern sind durchaus keine Seltenheit. Neben dem Zusammensitzen bei den Bäckern, deren Läden neben Brezeln auch Getränke und leider namentlich Branntwein bieten, sind es die Wirtshäuser, welche die Sammelpunkte der ledigen Jugend bilden. Trunk und Tanz sind ihre beliebtesten Vergnügungen, zu denen sich noch das Kartenspiel oder Würfelspiel gesellt. Neben den fast zur Regel gewordenen Tanzhochzeiten gibt es auch noch Kränzchen, auf welchen schon manche Jungfrau ihren Kranz verloren haben soll. Eine im Ort selbst vorhandene Musik erleichtert – leider! leider! – nur zu sehr die Befriedigung solcher Liebhabereien.«

Der Pfarrer wusste seinem Dekan aber auch Positives zu berichten, indem er schreibt: »Neben diesem Schatten im Gemeindeleben fehlt es dann gottlob nicht an einigem Licht. Hierher ist zu rechnen eine ziemlich rege Teilnahme an

allgemein christlichen Werken durch Beisteuer für Mission, Bibel-Verbreitung, den Gustav-Adolf-Verein und andere gute Zwecke, wofür jährlich schöne Summen gegeben werden.«

Die Aldinger haben also offensichtlich oft und gern gezecht und gefeiert, aber auch freudig und großzügig gespendet. Pfarrer Schmidgall bescheinigte ihnen außerdem, sie würden »im Umgang glatte Formen und ein feines Benehmen« zeigen – seiner Ansicht nach »wohl eine Folge des seit langem bestehenden lebendigen Verkehrs mit den Nachbarstädten«. Der Charakter der Leute sei allerdings »wenig durchsichtig« und der »Erwerb richtiger Personalkenntnisse« gehöre in der hiesigen Gemeinde »nicht zu den leichtesten Dingen«. Die Frau seines Vorgängers Kemmler habe ihm gegenüber sogar geäußert, sie und ihr Mann hätten »in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren die Gemeinde nicht recht kennengelernt«.

Hinsichtlich der ökonomischen Verhältnisse erfahren wir aus dem Pfarrbericht von 1876, dass es für die Einwohner »reichliche Gelegenheit zum Erwerb und Verdienst« gab. Zum einen beschäftigte der nahe Viesenhäuser Hof gegen guten Lohn eine große Anzahl von jungen und älteren Leuten. Sodann hatten die Aldinger Handwerker, hauptsächlich Schneider und Schuhmacher, immer vollauf zu tun, da sie »nicht nur ihre hiesigen Kunden, sondern auch Kleider- und Schuhhandlungen in den nahen Städten bedienten«. Vor allem aber bot die große Ortsmarkung, von der inzwischen die Dreifelderwirtschaft verschwunden war, nach den Worten des Pfarrers jedem Arbeitsfähigen »gut lohnende Beschäftigung« und der Verkauf der Felderzeugnisse brachte den Bauern gutes Geld ein.

War Aldingen also ein wohlhabendes Dorf? Diese Frage kann nur mit starken Einschränkungen bejaht werden. Denn im Pfarrbericht von 1876 ist auch Folgendes zu lesen: »Würde das mit Handarbeit Erworbene und dem Boden Abgerungene besser zu Rat gehalten, so könnte hier von Armut keine Rede sein. Allein das Wirtshausleben verschlingt jahraus, jahrein ungeheure Summen und in Folge hiervon sind die Ansprüche an die Armenkasse groß und die Unterpfandbehörde hat viel zu tun. Dass es in anderen Neckarorten nicht besser aussehen soll, ändert die Sache nicht.« Und 1878 notiert Pfarrer Schmidgall: »Bei mehr Sparsamkeit und Mäßigkeit müsste der Wohlstand in der Gemeinde allgemein sein. So aber gibt es ziemlich viele Arme.« Die Felder seien zu einem großen Teil verpfändet, und selbst gegen »Leute, welche den besseren Familien angehören«, seien in letzter Zeit mehrfach Vermögensuntersuchungen und Konkursverfahren eingeleitet worden.

Der allzu lockere Umgang mit dem Geld war auch dem Pfarrer Heinrich Guoth, der 1881 die Nachfolge Schmidgalls an der Margaretenkirche angetreten hatte, ein großer Dorn im Auge. Doch anders als seine Vorgänger begnügte er sich nicht damit, dies wortreich zu kritisieren, sondern machte zugleich auch einen konkreten Vorschlag, wie diesem Übel begegnet werden könnte – indem er 1884 die Einrichtung einer sogenannten »Pfennigsparkasse« anregte mit dem Ziel, »der Verschwendung der Alten einen Damm entgegenzusetzen und schon die Kinder zum Sparen zu gewöhnen«.

Der Erfolg dieser »Pfennigsparkasse« war beachtlich – schon Ende 1885 betrug die Summe der Einzahlungen immerhin knapp 2000 Mark – und entsprechend zufrieden zeigte sich der Pfarrer: Auf diese Weise, hielt er 1886 in seinem Bericht



fest, werde »mancher Pfennig gerettet, der sonst »verschleckt« würde«, ja, von einem Kaufmann habe er sogar einmal den Stoßseufzer gehört: »Seit die Pfennigspargasse da ist, gehen die Bonbons gar nicht mehr.« Ein großer Teil der Sparbeiträge wurde übrigens, wie wir aus dem Pfarrbericht von 1891 erfahren, »zu Anschaffung von Konfirmationskleidern« genutzt.

Aber auch die Pfarrberichte des Pfarrers Guoth enthalten regelmäßig die Klage über das unmäßige Trinken. 1890 zum Beispiel schreibt er: »Das Familienleben ist im Ganzen geordnet, doch gibt es ziemlich viel Männer, die zu viel im Wirtshaus sitzen. Bei den Vermöglichen leidet darunter der häusliche Friede und die Kinderzucht, die Armen gehen am Schnaps physisch und finanziell zu Grunde.« Und ziemlich herzlos fügt er noch an: »Einige der Schlimmsten sind glücklicherweise gestorben.«

Der offensichtlich durch nichts zu bremsende Drang der Männer in die Wirtshäuser war in den Augen der Pfarrer das Hauptübel, unter dem die Gemeinde zu leiden hatte. Sie prangerten daher das »Laster des Wirtshausgehens« scharf an und machten es für alles Mögliche verantwortlich. In einem der Pfarrberichte ist sogar Folgendes zu lesen: »Durch die von jung auf in Fleisch und Blut übergegangene Wirtshausgewohnheit erklärt sich auch der merkwürdige Umstand, dass die Töchter ehrbarer Familien häufig Heiratsanträge hiesiger junger Männer verschmähen und sich nach auswärts verhehlichen.«

Ganz und gar das Missfallen des Pfarrers Guoth fand auch die Tatsache, dass die weibliche Jugend – wie er es einmal formuliert – »sich möglichst nach der Mode kleidet und mehr auf Eleganz als auf Solidität sieht«. Auch an anderen Bemerkungen Guoths ist deutlich zu erkennen, dass am Ende des 19. Jahrhunderts die einst festgefügte Ordnung des Bauerndorfes erste größere Verwerfungen aufwies und die allgemeinen Veränderungen der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse auch in Aldingen ihren Niederschlag fanden. So etwa, wenn der Pfarrer mitteilt, dass viele Handwerker und namentlich die Schneider »sozialdemokratische Ideen im Kopf« hätten und sich »gegen Kirche und Pfarrer indifferent« verhalten würden. Und im Pfarrbericht von 1890 heißt es: »Es ist hier noch ein solider Bauernstand, aber daneben kommt auch ein modernes Arbeiterproletariat auf, das von der Hand in den Mund lebt und sich mehr oder weniger von der Kirche fern hält.«

Im Pfarrbericht von 1890 können wir auch lesen, dass Schultheiß Volz und der Gemeinderat »in Polizeisachen lax« und in der Sorge für die Armen »nicht gerade willig« seien. Volz sei zwar ein rechtschaffener Mann, es fehle ihm aber an Energie und Entschiedenheit. Als geborener Aldinger könne er »aus familiären und anderen Rücksichten nicht immer so wie er will«. So sei er zum Beispiel nicht imstande, die »schon seit Jahren schwebende Schulhausbaufrage« zum Abschluss zu bringen.

Unumstritten war, dass die nach wie vor im ehemaligen Schloss der Herren von Kaltental untergebrachte Schule, an der im Jahre 1890 zwei Lehrer und ein Lehrgehilfe zusammen 256 Kinder unterrichteten, dringend neue und größere Räume brauchte. Über die Frage, an welchem Standort die neue Schule gebaut werden soll, gab es jedoch zwischen Gemeinderat und Bürgerausschuss einen »jahrelangen Kampf«. Erst 1892 ist es zu einer Einigung gekommen und konnte das neue Schulhaus gebaut werden.



*Blick durch die Kirchstraße auf den markanten Turm der Margaretenkirche, um 1950.*

Auch bei anderen Projekten dauerte es zum Teil viele Jahre lang, bis sie verwirklicht wurden. 1894 klagt der im Jahr zuvor nach Aldingen gekommene Pfarrer Gottlob Friedrich Müller: »Sobald es sich um neue Einrichtungen in der Gemeinde handelt, bei welchen der Geldpunkt in Frage kommt, mögen sie noch so dringend sein, findet man auf dem Rathaus zähen Widerstand. So ist längst ein Fonds gesammelt worden für Gründung einer Kleinkinderschule, der sich jetzt auf 1758 Mark beläuft. Auch steht ein ehemaliges Schullokal im Parterre des Rathauses (Schlosses) leer, das sich ohne allzu viel Kosten in eine Kleinkinderschule umwandeln ließe, und dennoch will die Gemeindebehörde an die Ausführung dieses Planes nicht gehen.«

Pfarrer Müller musste noch vier Jahre zäh kämpfen, ehe er am Ziel war: Im August 1898 konnte der erste Aldinger Kindergarten eröffnet werden. Er wurde sofort von ca. 60 Kindern besucht – nach den Worten des kurz nach der Eröffnung zur Gemeindevisitation angereisten Amtmanns Brodbeck vom Oberamt in Ludwigsburg »der beste Beweis für die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser lobenswerten Einrichtung«.

Am Geldmangel lag es, dass ein anderes vordringliches Vorhaben, die Verbesserung und der Ausbau der von Mühlhausen über Aldingen nach Neckargröningen führenden Nachbarschaftsstraße, Jahr für Jahr immer wieder verschoben wurde. Schon Anfang der 1880er Jahre hatte man diese Straße als »dem mehr und mehr wachsenden öffentlichen Verkehr nicht mehr genügend« erachtet, da sie »nur eine ungenügende Breite, keine Steinvorlage und teilweise auch unter Hochwasser und Grundwasser zu leiden hat«, und waren von der zum Geschäftsbereich des Innenministeriums gehörenden Ministerialabteilung für den Straßen- und Wasserbau generelle Pläne und Kostenvoranschläge für die Verbesserung der Neckartalstraße von Cannstatt bis Neckargröningen ausgearbeitet worden. Doch die Ausführung dieser Pläne musste angesichts der hohen Kosten zunächst unterbleiben, was man in Aldingen mit Blick auf die alles andere als rosigen Gemeindefinanzen nicht sehr bedauerte.

Neue Bewegung kam in die Sache, nachdem 1896/97 die Straße zwischen Cannstatt und Mühlhausen ausgebaut worden war, und da es jetzt auch konkrete Pläne für den Bau einer Neckarbrücke bei Hochberg gab, ließ sich absehen, dass die Neckartalstraße immer mehr an Bedeutung gewinnen wird. Vor diesem Hintergrund konnte man den 3370 Meter langen Straßenabschnitt auf Aldinger Gemarkung unter keinen Umständen in seinem bisherigen Zustand belassen und konnten sich die Aldinger Gemeindeglieder (Gemeinderat und Bürgerausschuss), wie es im Gemeinderatsprotokoll vom 5. Dezember 1901 rückblickend heißt, »der Verbesserung der Neckartalstraße auf hiesiger Markung nicht mehr länger verschließen«. Im November 1899 beschlossen sie, die »Korrektion« der Straße »sofort in Angriff zu nehmen«. Die Straße wurde auf eine Gesamtbreite von 6,40 Meter und eine Fahrbahnbreite von 4,50 Meter ausgebaut. Im Frühjahr 1902 waren die Arbeiten abgeschlossen, und der Ludwigsburger Oberamtmann Münst zollte den Aldingern ein großes Lob: »Die Straße erweckt nunmehr zu allgemeiner Zufriedenheit einen prächtigen Eindruck.«

An den Gesamtkosten von rund 88 000 Mark beteiligte sich die Amtskörperschaft mit 16 500 Mark, der Staat mit 17 500 Mark, und die Firma Heinrich Franck Söhne in Ludwigsburg leistete einen freiwilligen Beitrag von 1000 Mark.



*Aldinger Impressionen auf einer Postkarte aus der Zeit um 1900.*

Die Gemeinde Aldingen musste also 53 000 Mark übernehmen, und da sie über »keine eigenen Mittel« verfügte, beschloss der Gemeinderat, zur Deckung der Baukosten eine gemeindeeigene Quelle zu verkaufen, was 8000 Mark einbrachte, und bei der Württembergischen Sparkasse in Stuttgart ein Darlehen von 45 000 Mark aufzunehmen. Diese Darlehenssumme macht übrigens deutlich, wie bedeutend dieses Projekt auch in finanzieller Hinsicht war und weshalb die Aldinger so lange gezögert hatten, es in Angriff zu nehmen: 1899, also vor Beginn des Straßenbaus, wies die Gemeinde einen Schuldenstand von lediglich 4500 Mark auf.

Ein anschauliches Bild vom Dorfleben und den wirtschaftlichen Verhältnissen in Aldingen am Ende des 19. Jahrhunderts vermittelt der Bericht, den Pfarrer Müller – natürlich aus der ganz persönlichen Sicht des Ortsgeistlichen – anlässlich der Pfarrvisitation durch den Ludwigsburger Dekan Herrlinger im Jahre 1900 verfasst hat. Die interessantesten Ausführungen Müllers sind im Folgenden im Wortlaut wiedergegeben:

»Die Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst ist bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung verhältnismäßig gut. Von den Männern wird kaum die Hälfte zu den regelmäßigen Kirchgängern zu zählen sein. Namentlich in den Sommermonaten und winters bei einigermaßen ungünstiger Witterung ist die Unkirchlichkeit der Männer spürbar, und es steht dies zugleich im Zusammenhang mit dem stark ausgeprägten irdischen Sinn und mit der daraus entspringenden Gleichgültigkeit gegen geistige und geistliche Interessen. Die Sonntagsfeier wird im Ganzen nach den gesetzlichen Verordnungen eingehalten. Einmal in der

Berichtszeit kam eine Störung des Gottesdienstes durch Schießen vor. Auch wurden zur Zeit des Heuens und der Ernte von nicht wenigen schon vormittags am Sonntag Feldgeschäfte vorgenommen, die nicht immer als dringende angesehen werden können. Je und je wird sogar während des Zusammenläutens ungescheut mitten durch die Kirchgänger hindurch aufs Feld gefahren. Einzelne stehen auch sonst an den Sonntagen während des Kirchgangs im Werktagsgewand vor den Häusern herum. Auf der anderen Seite aber finden sich Gemeindegewissen mit ernstem Gewissen, welche lieber einen zeitlichen Schaden leiden würden, als dass sie die Sonntagsfeier preisgeben.«

»Das Familienleben ist im Allgemeinen ein geordnetes, doch dürfte der innere und äußere Zusammenhalt zwischen Mann und Weib vielfach ein festerer und das elterliche Vorbild für die Kinder ein besseres sein. Durch das leidige Wirtshausleben der Männer wird in die Familien manche Sorge und Widerwärtigkeit hineingetragen.«

»Bei der Kinderzucht zeigt sich derselbe in die Augen fallende Gegensatz, wie er zwischen den Männern und den Weibern besteht. Während die Töchter meist wohlgezogen und in ihrem Benehmen geordnet sind, tritt bei den Söhnen eine umso größere Unbändigkeit zutage. Da letztere schon früh zu allen möglichen Geschäften im landwirtschaftlichen Umtrieb angehalten und dabei vielfach kameradschaftlich behandelt werden, so erwächst daraus der doppelte Nachteil, dass sie nicht nur für geistliche Interessen frühzeitig abgestumpft werden, sondern auch nur allzu bald in eine falsche Selbständigkeit hineinkommen, wobei sie sich nicht mehr gerne etwas sagen lassen wollen. Und für den Zwang zur Arbeit wollen sie sich umso mehr in den Freizeiten durch ein ungebundenes Leben auf den Straßen schadlos halten, wogegen von den Eltern nicht ernstlich eingeschritten wird.«

»Von der ledigen Jugend sind die Töchter meist in äußerer Zucht und Ordnung. Nur hat die Putzsucht von Jahr zu Jahr bei ihnen zugenommen, wie auch bei manchen jungen Frauen. Von den ledigen Söhnen sind etliche ausschweifend, übermütig und trotzig. Dies gilt namentlich von den Fabrikarbeitern, die nicht selten unbotmäßig auftreten. Auch die ledigen Fabrikarbeiterinnen sind durch ungünstigen Einfluss von außen her dem Leichtsinne und der Unordnung zugänglicher geworden. Dazu kommen Eifersüchteleien und gegenseitiges Aufeinanderherabsehen zwischen der in Fabriken und der in der Landwirtschaft beschäftigten ledigen Jugend. Auch nimmt der Wirtshausbesuch der ledigen Söhne zu, da die Fabrikarbeiter unter ihnen einen beträchtlichen Teil ihres Verdienstes dazu verwenden. Andererseits wollen auch manche Bauernsöhne darin nicht zurückbleiben und verschaffen sich die Mittel dazu zum Teil auf unehrliche Weise, indem sie heimlich ihren Vätern Frucht entwenden und verkaufen, wie dies meist die Väter selber in ihren ledigen Jahren getan haben, weswegen sie keine Macht über ihre Söhne haben.«

»Bei dem Gesindewesen zeigt sich je länger, je mehr die Schwierigkeit, überhaupt Dienstboten zu bekommen, da die verwendbaren Kräfte im Ort selbst meist in die Fabriken geleitet werden. Bauernknechte müssen auf Entfernung von vier bis fünf Stunden auf dem Welzheimer Wald gesucht werden. Man muss nehmen, wen man irgend bekommen kann, muss sich auch alles von ihnen gefallen lassen, nur um sie festzuhalten. Es gehören deshalb gerade diese jungen Leute zu den brutalsten in der Gemeinde.«

»Das sittliche Leben bewegt sich bei der Mehrzahl der Gemeindeglieder in den Schranken der bürgerlichen Ehrbarkeit, womit sich übrigens Selbstbewusstsein und Selbstgerechtigkeit in ziemlich hohem Grad verbindet. Im Verhalten der Gemeindeglieder untereinander fehlt es am gegenseitigen Vertrauen, weshalb es in keiner Sache zu einem festen Zusammenschluss kommen will. Die Reichen sehen auf die Armen, die Bauern auf die Fabrikarbeiter, die ›Fabrikler‹, herab. Umgekehrt dünken sich die letzteren, die ›in das Geschäft‹ gehen, als die Größeren und Stärkeren, weil ihnen jederzeit Geldmittel zum Wirtshausverbrauch zur freien Verfügung stehen, und gefallen sich in ihrem unbotmäßigen, zum Teil rohen Wesen. Dadurch entstehen fortwährende Reibungen der beiden Parteien, die je und je zu blutigen Händeln geführt haben.«

»Die Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind nicht ungünstig. Der noch überwiegende landbautreibende Teil der Bevölkerung leidet zwar unter der schon erwähnten Dienstboten-Not und muss hart arbeiten, was bei manchen in ein Leib und Geist aufreibendes Wühlen übergeht. Immerhin lohnt sich die Arbeit durch leichte Verwertung der Felderzeugnisse, besonders an Kartoffeln, Stroh, Zichorien und Zuckerrüben, in den nahe gelegenen Städten Ludwigsburg, Cannstatt und Stuttgart mit ihren militärischen, industriellen und häuslichen Bedürfnissen. Dagegen gehen die kleinen Handwerke mehr und mehr zurück, namentlich die Schuhmacherei und Schneiderei. Dafür wenden sich die Leute in steigendem Maße – es sind deren jetzt schon etwa 110, der 10. Teil der Bevölkerung – der lohnenderen und dem Unabhängigkeitsdrang in mancher Hinsicht mehr entsprechenden Fabrikarbeit zu (Eisengießerei und Schuhfabrik in Kornwestheim, Ziegeleien in Ludwigsburg, Spinnerei in Mühlhausen). Im Ort selbst ist keine Fabrik. Aber die Leute nehmen die bei schlimmer Witterung beschwerlichen Gänge von 3/4 bis 5/4 Stunden frühmorgens und abends mit in den Kauf. Namentlich wollen die Knaben aus ärmeren Häusern kein Handwerk mehr lernen. Wiederholt kam es auch vor, dass Lehrlinge die Lehrzeit abgebrochen haben oder unmittelbar nach vollendeter Lehrzeit in Fabriken übergegangen sind. Leugnen lässt sich nicht, dass durch diesen Umschwung der Erwerbsverhältnisse dem unmittelbaren Mangel vorgebeugt ist und die Armut zurücktritt. Allein, da diese Fabrikarbeiter wohl größere Bedürfnisse sich angewöhnen, aber meist der Sparsamkeit und Häuslichkeit sich nicht befleißigen, so muss daraus ein unausbleiblicher Schaden für die Zukunft erwachsen.«

»Das gesellige Leben der männlichen Gemeindeglieder hat ein ziemlich niederes, durch den Wirtshausbesuch bestimmtes Niveau. Neben zwei Gasthäusern, worunter eines mit eigener Bierbrauerei, sind ein größeres und kleineres Wirtshaus, je mit Metzgerei, und drei geringe Schenken, mit Bäckereien verbunden, vorhanden, also im ganzen sieben Wirtshäuser, so dass bei etwa 350 männlichen Personen vom zurückgelegten 16. Lebensjahr an auf ein Wirtshaus 50 Personen kommen. Besonders üben zwei der Schenken einen verderblichen Einfluss auf die jungen Leute wie auch Verheiratete aus und treiben sie immer mehr ins Trinken hinein. Auch die zunehmende Zahl von weltlichen Vereinen dient hauptsächlich nur dazu, um Trinkgelegenheiten zu schaffen. Es bestehen hier gegenwärtig ein Kriegerverein (für Ältere), ein Militärverein (für Jüngere), ein Gesangverein (›Liederkranz‹) und ein Turnverein, welche im Frühjahr ihre Ausflüge machen.«



*Der Gasthof »Zum Löwen« um 1900.  
Damals gab es in Aldingen insgesamt sieben Wirtshäuser. Der »Löwen« bestand  
von 1832 bis zum Abbruch des stattlichen Gebäudes im Jahre 1970.*

»In politischer Hinsicht findet sich in der Gemeinde eine Mischung von konservativen und demokratischen Elementen, letztere überwiegend, wenn man die Sozialdemokraten mit einrechnet. Bei Wahlen schwankt das Verhältnis hin und her. Bei der Reichstagswahl im Jahr 1898 wurden abgegeben: für den nationalen Kandidaten 62 Stimmen, für den demokratischen Kandidaten 39 Stimmen, für den sozialdemokratischen Kandidaten 51 Stimmen. Bei der Stichwahl aber erhielt der nationale Kandidat 104 Stimmen, der sozialdemokratische Kandidat 68 Stimmen von 222 Wahlberechtigten. Überhaupt ist es nicht die politische Einsicht, die über dieses Parteien-Verhältnis entscheidet. Vielmehr sind es persönliche Stimmungen und Verstimmungen. Es mag dazu etwas beitragen, dass die Leute nach langjährigem Brauch auf dem Rathaus von oben herab behandelt werden, wie denn überhaupt manche von den reicheren, konservativ gerichteten Männern nicht eben immer die freundlichsten und rücksichtsvollsten gegen ihre Mitbürger sind.«

### Quellen- und Literaturhinweise

Beschreibung des Oberamts Ludwigsburg, Stuttgart 1859.

Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden.  
Bd. 1, Stuttgart 1904.

Heinz Pfizenmayer: Remsecker Bilderbogen. Erinnerungen an längst vergangene Zeiten,  
Remseck a. N. 1985.

Landeskirchliches Archiv Stuttgart: A 29, Pfarrberichte Aldingen.

Staatsarchiv Ludwigsburg: F 181 I Bü 26, 52, 149, 150, 192b; F 181 III Bü 222.